

Wo ist **Gott** in Afghanistan?

*Im Krieg verliert der Glaube, sagt man.
Das Gegenteil ist richtig. Reportage aus dem
Bundeswehr-Camp in Mazar-e-Sharif*

Simon Biallowons
[TEXT]

Philip Poupin
[FOTOS]

Gepanzert und geschützt – das gilt auch für
die Gefühle und den Glauben vieler Soldaten:
Drei Panzerwagen vom Typ „Dingo“
im Bundeswehr-Camp Mazar-e-Sharif

Wo ist **Gott** in Afghanistan?

*Im Krieg wächst der Glaube.
Er macht stark, er gibt Trost und
dem Einsatz einen Sinn*



„Man weiß am ersten Tag schon,
was man am zehnten Tag für
einen Weg geht“: Die immer
gleiche Routine macht vielen
Soldaten zu schaffen

Wo ist Gott in Afghanistan?

*Der Glaube hilft hier bei
existenziellen Fragen: Tod und
Schuld, Sünde und Vergebung*

Den Blick nach
oben gerichtet, die
Hände gefaltet:
Ein Soldat wartet
während einer
Alarmübung

Der Dingo bremst. Auf der Rückbank in der Mitte sitzt Ronny, er stiert noch angestrengter durch das Sichtrohr des drehbaren Geschützturmes. Sein Kamerad Robert greift nach dem schwarzen G36 vor sich und rückt die Sonnenbrille zurecht. Der Dingo, ein Panzerfahrzeug, holpert durch ein Schlammloch und stoppt.

Robert stößt die Tür auf, springt nach draußen in den Matsch und bezieht mit dem G36 im Anschlag Stellung. Zwei Minuten später öffnet Ronny die Dachluke des Dingos und schiebt sich nach oben. Seine Finger umkrampfen den Abzug des Maschinengewehrs, die Augen fixieren das Flussbett unter ihm. Ronny und Robert sichern die Umgebung, zumindest versuchen sie das.

Absolute Sicherheit gibt es nicht am Grenzfluss zwischen Chemtal und Dehdadi. Denn hier ist Afghanistan. Hier kann alles passieren. Ronny und Robert wissen das. Sie fahren durch ein Land, das zerstört ist von Raketenangriffen, Bombenabwürfen und Terroranschlägen. Das so viel Leid und so wenig Frieden kennt. Und in dem sich jeden Tag neu die Frage stellt: Wo ist Gott in Afghanistan?

Ronny und Robert sind Mitte zwanzig. Ohne Sonnenbrille und Gewehr sehen sie nicht aus wie Männer, die jeden Tag ihr Leben riskieren. Nur langsam beginnen die beiden zu erzählen, von daheim und ihrer Familie. Auf dem Rückweg zieht Ronny seinen Talisman aus einer Tasche am Ärmel, es ist eine kleine Maus mit Herz in

den Pfoten. Ronny lächelt eine Sekunde. Dann starrt er sofort wieder geradeaus.

Der Dingo holpert weiter, einige Schritte neben der Piste schöpft eine Frau in blau-verwaschener Burka schlammiges Wasser aus einem Rinnsaal. Hundert Meter weiter spielen zwei kleine Jungen vor einer niedrigen Lehmhütte. Als die Jungen uns sehen, winken und lachen sie. Sie laufen uns eine Weile hinterher. Auf der linken Seite erstreckt sich ein Feld, ein Gräberfeld. Es sind alte, verwitterte Gräber. Nur eines scheint ganz frisch. Wo ist Gott in Afghanistan?

Vor einer Woche wurde durch das Camp Marmal ein Sarg getragen. Camp Marmal ist die deutsche Militärbasis in Mazar-e-Sharif, der Dreh- und Angelpunkt für die Bun-

Jeder Tag hier ist Mittwochnachmittag

deswehr am Hindukusch. Neben den gut 2300 deutschen Soldaten sind hier auch mehr als hundert Norweger stationiert. Sie haben ein eigenes Lager, doch an diesem Tag zogen sie durch das gesamte Camp. Sie geleiteten ihren Kameraden Joachim Claes Olsson, den

morgens Stabsfeldwebel Hermann Krott schweigend im Halbdunkel. Nur seine Lippen bewegen sich und geben manchmal kleine Atemwölkchen frei. Sie steigen Richtung Decke, lösen sich auf, sind schon verschwunden. Aufgelöst in der Dunkelheit, nur kurz sichtbar in dem Lichtkegel, der in Krotts Gesicht fällt. Das Licht reicht, um das kleine Buch in seinen Händen zu erhellen. Es ist ein Brevier, das Buch für die Stundengebete der katholischen Kirche. „Ich bete jeden Tag mindestens zweimal. Am Morgen die Laudes und am Abend die Vesper“, flüstert Krott.

Die Kapelle von Mazar ist keine gewöhnliche Kapelle. Sie besitzt einen siebeneckigen Grundriss, weil sie von einem Siebenten-Tags-Adventisten geplant wurde. Der Altar ist ein großer Stein, mit einem kleinen Pult darauf. Bilder gibt es kaum, dafür steht eine kroatische Heiligenfigur in einer der Fensterischen. Die Decke sollte den Blick zum Himmel freilassen und als Dornenkrone gestaltet sein, was wegen des Wetters in Afghanistan nicht möglich war. Vor allem aber ist diese Kirche kein Projekt der Kirche. Sie wurde geplant von Sol-



**„Was wäre gewesen,
wenn du den anderen nicht
getötet hättest? Man kann
nicht einfach wegrennen“**

Andreas Ginzel, Militärpfarrer

eine Sprengfalle getötet hatte. Die Norweger weinten, die Deutschen schwiegen. Das ganze Lager war still, erzählen sie hier. Viele haben zum ersten Mal erlebt, dass der Krieg ins Camp kommt. Wo ist Gott in Afghanistan?

In der Kapelle in Camp Marmal. Hier sitzt um kurz nach sechs Uhr

daten, gebaut mit der Hilfe einheimischer Kräfte und ist im wahren Sinne des Wortes eine „Kirche von unten“. Die Kirche war von Anfang an Zeichen für das Bedürfnis der Soldaten nach einem Ort, an dem sie Gott treffen und ihm ihre Gebete vorbringen konnten. Deshalb kommt Hermann Krott →

→ jeden Tag hierher. Fragt man im Lager nach dem 42-Jährigen, hört man oft: Der ist bestimmt in der Kirche. „Ich bin stolz darauf, dass mich meine Kameraden so mit meinem Glauben identifizieren. Auch wenn das mal nicht leicht ist, weil gerade Kameraden aus dem Osten dem oft negativ gegenüberstehen. Aber ich will Zeuge meines

Glaubens sein.“ Und deshalb bereitet sich Krott auf sein Amt als Diakon vor. Er lernt hier in seiner Freizeit Einzelheiten über die Wüstenväter. Nach dem Morgengebet beginnt für Hermann Krott der Alltag. Dann geht er in seine kleine Kammer, in der es keinen Handyempfang gibt, weil der gesamte Container ge-

härtert und sicher vor den meisten Angriffen ist. Der Stabsfeldwebel ist zuständig für Logistik. Er besorgt Schrauben und Bettdecken, beschafft Maschinenöl und Kernseife, kümmert sich um Ersatzteile genauso wie um Nahrungsmittel. Krott nennt sich selbst den „Neckermann-Katalog der Bundeswehr“.

In seiner Büro-Kammer nimmt der Schreibtisch fast den gesamten Raum ein, in der hinteren Ecke steht ein Computer. Der Bildschirmschoner läuft und ein „Kohleticker“ schiebt sich quer durch das Bild. Der „Kohleticker“ ist ein elektronischer Rechner, der zählt, wie viel Geld der Soldat bisher während seines Einsatzes verdient hat. 110 Euro gibt es pro Tag, steuerfrei. Und noch etwas zeigt der Ticker, und das ist für Krott wichtiger: die Stunden, Minuten und sogar Sekunden, bis er wieder nach Hause kann. Ein Datum zeigt der Rechner nicht an, aber das ist auch egal. Jeder Tag ist gleich. Oder wie sie hier im Lager sagen: Jeder Tag hier ist Mittwochnachmittag.

Im Alltag ist der Kirchgang ein Event

Jeder Tag ist Mittwochnachmittag. „Man weiß am ersten Tag schon, was man am zehnten Tag für einen Weg geht“, sagt Krott. Dieser Weg verläuft in festen Bahnen, und ganz selten führt der Weg nach draußen. Vier von fünf Soldaten verlassen das Lager nicht. Sie sehen nie, was Ronny und Robert sehen. Krieg bedeutet für die meisten in Mazar-e-Sharif: Gewehre putzen, Patronen zählen, Autos reparieren, Paletten abladen, Inventarlisten anfertigen, Knödel und Braten bestellen. Gewehre putzen.

Viele Soldaten in Mazar stehen nicht an der Front, sondern sitzen am Schreibtisch. Kampf mit der Bürokratie statt Kampf gegen die Taliban.

Der Kirchgang ist in diesem Tagesablauf eine ersehnte Zäsur, fast ein Event. Das Haus Gottes ist für die Soldaten kein Hort der Regeln, sondern ein Ort, an dem sie kurz alle Befehle vergessen können. Hier geht es nicht um Sieg oder Niederlage, um Afghanistan oder

Es riecht nach Wald und Wiese – nach Heimat

Deutschland. Hier geht es nur um Gott und sie selbst. „Der Einsatz in einem Land wie Afghanistan ist für jeden eine Ausnahmesituation“, erzählt Stabsfeldwebel Krott und fährt fort: „Die Kirche ist ein Anlaufpunkt, um abzuschalten und etwas anderes zu erleben.“ Die Sonne ist durchgebrochen, fast zwanzig Grad ist es warm. Im Atrium entspannen sich die Soldaten auf Holzstühlen. Das Atrium ist ein großer Innenhof und das Freizeitzentrum im Camp. Es gibt ein Internetcafé, das rund um die Uhr geöffnet ist, und das „Planet Mazar“, eine Billard- und Kicker-

„Ich bin stolz darauf, dass mich meine Kameraden so mit meinem Glauben identifizieren“

Hermann Krott, Stabsfeldwebel und angehender Diakon



Kommentar zur Afghanistan-Konferenz

Leise Töne

Am 28. Januar trafen sich Vertreter von 70 Ländern und Organisationen in London, um über die zukünftige Afghanistan-Strategie und ihre Umsetzung zu beraten. Einerseits ist das Ergebnis der Afghanistan-Konferenz enttäuschend. Deutschland hat sich zu folgenden Maßnahmen verpflichtet:

- eine Truppenaufstockung von 4500 auf 5000 Soldaten (plus 350 Soldaten Reserve)
- ein schrittweiser Abzug der deutschen Truppen bis 2014
- eine Erhöhung der Mittel für den zivilen Wiederaufbau von 220 auf 420 Millionen Euro
- ein Aussteigerprogramm für gemäßigtere Taliban-Anhänger. Wenig Neues also aus London. Bei den Ergebnissen handelt es sich um schmerzhaftes Kompromisse der Alliierten und die

Bemühung, die internationalen Kräfte zu bündeln, um der Sicherheitslage in Afghanistan, die sich immer weiter verschärft, Herr zu werden. Andererseits zeigt das Ergebnis, wie schwierig es ist, eine Lösung für Afghanistan zu finden. Jetzt muss aber zum einen die versprochene finanzielle Hilfe endlich bei den Bedürftigen ankommen. Zum anderen gilt es, die afghanische Abhängigkeit vom Westen schrittweise zu reduzieren. Dazu kommt der schwierige Spagat, die Zivilbevölkerung neu für sich zu gewinnen und weiterhin hart gegen Taliban-Kämpfer vorzugehen. Nur so lässt sich das Ziel erreichen, das auch aus christlicher Sicht militärische Interventionen rechtfertigt: ein gerechter Frieden.

Tina Höfinghoff

kneipe, die die Bundesliga live zeigt. Die „Oase“ ist eine Art Restaurant und für viele Soldaten eine willkommene Alternative, wenn ihnen das Kantinenessen zum Hals heraushängt. Einige Schritte vom Innenhof entfernt liegt der Eingang zum Fitnessstudio, wohin selbst nachts Soldaten mit ihren Handtüchern kommen und sich auf Steppern oder unter Langhanteln plagen. Die Amerikaner nennen das Lager nicht Camp Marmal, sondern Club Marmal. Die Amerikaner kommen gerne zu Einsatzbesprechungen her. Hundert Meter vom Atrium entfernt zieht auf der Flughafenstraße eine Kolonne Dingos vorbei. Höchstens 15 Stundenkilometer schnell, mehr ist im Camp nicht erlaubt. Die Kolonne hält sich an diese Vorschrift. Etwa fünfzig Meter weiter parkt ein Jeep der Militärpolizei. Ein Soldat steht breit-

beinig daneben, eine Hand auf den Kühler gestützt. In der anderen hält er eine Pistole. Keine P8, die Standardwaffe der Bundeswehr, sondern eine Laserpistole – die Militärpolizisten führen eine Geschwindigkeitskontrolle durch. Knöllchen im Kriegsgebiet. Afghanistan? Absurdistan. Weiter geht es lagereinwärts. Rechts die Kirche, links ein Container, in dem die Videothek un-

Mitten in der Truppe fühlen sich viele allein

tergebracht ist. Wenige Schritte weiter führt eine Brücke über einen kleinen Graben und zwischen Beeten hindurch, die vielleicht irgendwann einmal grün werden. Irgendwann einmal. Grün ist selten, kostbar. Einmal bekam ein Soldat eine Tupperdose geschickt, darin eine Handvoll Erde und ein paar Grashalme. Bis heute holt der Soldat die Dose von Zeit zu Zeit hervor, öffnet sie und schnuppert an der Erde. Es riecht nach Wald und nach Wiese. Es riecht nach Heimat, ganz kurz. Die Trennung von zu Hause ist oft das größte Problem. Mögen die meisten auch nicht in der direkten Konfrontation mit dem Feind leben, mit der Trennung von Frau, Freundin und Kindern kämpfen fast alle. Und nicht wenige fühlen sich deswegen allein. „Das ist eine absurde Situation. Einerseits gibt es kaum Privatsphäre, und die Kameraden hocken die ganze Zeit dicht aufeinander. Andererseits kann man sich auch allein →



Basketball ist eine der wenigen Abwechslungen im Lager. Vier von fünf Soldaten kommen nie raus

→ fühlen, weil die Angehörigen so weit weg sind“, erklärt Andreas Ginzl und streicht sich über seinen kurz geschorenen Kopf. Der 41-Jährige trägt den typischen olivgelben Feldanzug mit den braunen und grünen Flecken, und auch den Shemag, ein schwarz-weißes und für diese Region typisches Halstuch. Doch etwas trägt Ginzl nicht: eine Waffe. Andreas Ginzl ist Priester und der Militärpfarrer in Mazar-e-Sharif.

Während Ginzl von solchen Schwierigkeiten erzählt, stellt er einen Liedzettel zusammen. Gleich ist Andacht in der Kapelle, an Sonntagen kommen bis zu siebzig Gläubige: „Die Kameraden erleben bei uns eine Form der Gemeinschaft, die ganz anders als draußen im Lager ist. Sie fühlen sich bei uns gut aufgehoben“, bemerkt Ginzl. Das Haus Gottes ist in Mazar nicht nur eine Möglichkeit, dem Alltag zu entfliehen. Es ist die Chance, sich in einem kleinen Kreis ein wenig zu Hause zu fühlen. So intensiv wie nirgendwo sonst spüren die Männer, was



„Eine Stunde lang ist es friedlich“:
Gottesdienst in der Kapelle

Gemeinschaft im Glauben bedeutet. Wer glaubt, ist nie allein. Der Glaube trägt die Soldaten in allen Situationen, hilft in der Einsamkeit, in der Langeweile, sogar im Zweifel am Sinn des Einsatzes. Nach der Andacht hat Pfarrer Ginzl zu einem Umtrunk in das

Sie wollen nur, dass ihr Dienst gewürdigt wird

Gebäude der Militärseelsorge eingeladen. Sein protestantischer Kollege, Militärdekan Hartwig von Schubert, ist dabei. Zwei Dosen Bier darf jeder trinken, um halb elf ist Zapfenstreich, offiziell. Morgen ist wieder Mittwochnachmittag.

Das Wetter spielt verrückt. Die Sonne ist verschwunden, Wind und Regen peitschen durch das Camp. Um fast fünfzehn Grad sind die Temperaturen abgestürzt, für Untrainierte ist das eine hohe körperliche Belastung. Die Soldaten sind daran gewöhnt, es macht ihnen nichts aus. Was ihnen zu schaffen macht, ist etwas anderes: Die Menschen zu Hause stehen nicht mehr so hinter ihnen. In Gesprächen kommen die Soldaten immer wieder darauf. Die Kameraden können nicht verstehen, dass sie einerseits in den Einsatz geschickt, andererseits dafür kritisiert werden. Die Frauen und

Männer opfern gewöhnlich vier, manchmal sechs oder sogar zwölf Monate, weil die Bundeswehr eine Parlamentsarmee ist und der Bundestag das Mandat abgesehen hat. Die meisten riskieren zwar nicht ihr Leben, aber durchaus ihre Ehe oder Partnerschaft. Sie verlangen deswegen keinen Heldenstatus. Sie wollen nur, dass ihr Dienst als Dienst am eigenen Land gewürdigt wird. Da ihnen das von weiten Kreisen der Bevölkerung versagt bleibt, suchen viele noch mehr nach Halt im Glauben. Sie wollen sich vergewissern, dass es sinnvoll ist, was sie hier eigentlich tun.

„Vor dem Einsatz war ich relativ selten im Gottesdienst, im Einsatz wurde die Glut in mir wieder entfacht. Wenn man allein damit den Einsatz bewerten würde, ist das ein Punktsieg für die Kirche.“ Glut. Punktsieg. Norbert Borg spricht, wie es seiner Position entspricht: schnell, abgehakt und sehr trocken. Norbert Borg ist erst 29 Jahre alt, aber schon Hauptmann und Kompaniechef der ersten Kompanie der „Quick Reaction Force“ (QRF), der Schnellen Eingreiftruppe der Bundeswehr. Die Angehörigen sind Deutschlands Elitesoldaten am Hindukusch, die Joker im Kampf gegen die Taliban und den Terrorismus.

„Ich wäre der, der den Schmerz verursacht“

Zur QRF gehört auch Oberleutnant Thomas Maier. Maier stammt aus dem bayerischen Amberg und ist noch nicht lange Soldat. Afghanistan ist sein erster Auslandseinsatz. Vor seinem Abflug musste der 28-Jährige mit seiner Freundin solche Dinge klären: Wer öffnet meine Post? Wer kümmert sich um meine Wohnung? Und er musste mit ihr einen Personalbogen der Bundeswehr durchgehen und sie

fragen: Wenn ich getötet werde, wer soll dir das erzählen? Das Gespräch wird von einem lauten Rauschen unterbrochen. „Alarmstufe Rot! Alarmstufe Rot!“, scheppert es aus Maiers Funkgerät. „Hier spricht die Objektschutzgruppe. Alarmstufe Rot!“ Alarmstufe Rot bedeutet, dass das Lager

angegriffen und mit Raketen beschossen wird! Dann aber: „Alarmstufe Rot! Exercise!“ Der Alarm ist eine Übung. Trotzdem müssen wir das Gespräch unterbrechen. Bei Alarmstufe Rot müssen alle Menschen, die sich im Gebäude aufhalten, im Gang antreten und laut abzählen. So →



„Ich habe in Afghanistan meinen Frieden mit Gott gefunden“

Thomas Maier, Oberleutnant

Was sagen andere Religionen über das Töten?



Islam

Der Islam verbietet das Töten des Menschen, den Allah für unantastbar erklärt hat. Im Koran untersagt er an verschiedenen Stellen den Mord, welcher als schwere Sünde angesehen wird. Islamisten berufen sich darauf, dass in einigen Suren das Töten von Ungläubigen erlaubt sei.



Buddhismus

An erster Stelle der fünf buddhistischen Grundgebote, der Silas, steht das Tötungsverbot: „Ich will mitfühlende Zuwendung üben und Wege finden, um das Leben von Menschen, Tieren und Pflanzen zu bewahren. Ich bin entschlossen, nicht zu töten, andere nicht töten zu lassen.“



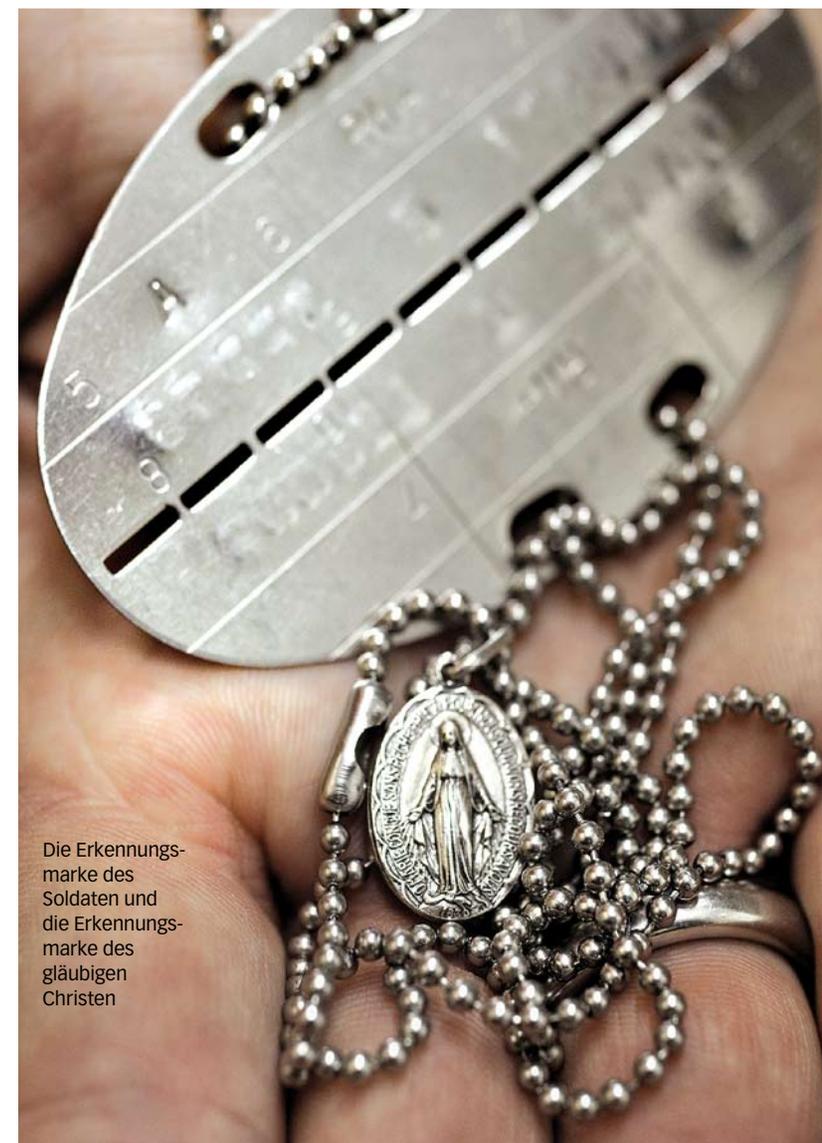
Judentum

Die zehn Gebote, die den Juden vor etwa 3500 Jahren in der Wüste Sinai offenbart wurden, bilden das Zentrum im Tanach, der hebräischen Bibel. Das sechste Gebot heißt: „Lo tirtzach“. „Lo“ bedeutet „du sollst nicht“, und „tirtzach“ bezieht sich auf „jede nur erdenkliche Art des Tötens“.



Hinduismus

Die Hindus glauben an die Wiedergeburt. Man kann als Mensch oder als Tier wiedergeboren werden. In den indischen Veda-Schriften heißt es: „Keine lebenden Wesen zu töten, ist die Voraussetzung zur Erlösung.“ Ein Mord an jedwedem Lebewesen wäre daher nie wieder gutzumachen.



Die Erkennungsmarke des Soldaten und die Erkennungsmarke des gläubigen Christen

→ verschafft man sich einen Überblick, wer sich wo aufhält. Das ist wichtig, um die Verteidigung des Lagers zu organisieren. Ich bin die Nummer 37.

In unserem Shelter übernimmt Hauptmann Borg das Kommando. Er erteilt Befehle und schickt zwei Soldaten raus, um die Eingänge zu bewachen. Danach lässt er die Männer abtreten und erklärt: „Wir warten, bis die Lage sauber ist.“ Er geht zurück ins Büro, wir reden weiter.

Die Lage ist nach zwei Stunden sauber. Während die Alarmstufe auf Orange herunterkorrigiert wird, reden Borg und Maier über ihren Dienst in der Eingreiftruppe. Einen Dienst, der beide mit existenziellen Fragen konfrontiert, bis hin zum eigenen Tod. „Ich denke zwar nach, was mir passieren könnte. Aber für mich ist wichtiger, wie ich es denen, die zurückbleiben, so leicht wie möglich machen könnte. Ich könnte ja nicht mehr für meine Freundin da sein, sie nicht trösten. Ich wäre der, der den Schmerz verursacht.“ Oberleutnant Maier blickt zu Boden. „Das ist kein schönes Gefühl.“

Nach dem Angriff hat Oberst Klein gebetet

Diese Zerrissenheit spüren viele. Sie fühlen sich ohnmächtig, weil sie Angehörigen nicht beistehen können. Sie, die es gewohnt sind zu handeln und zu entscheiden, sind zur Hilflosigkeit verdammt. In dieser Situation wird das Gebet für manche zur einzigen Möglichkeit, den Daheimgebliebenen zu helfen. Ihnen bleibt, fünftausend Kilometer von zu Hause entfernt, nur die Bitte um Beistand und das Beten für das Wohl der Familie. Und für sich selbst: „In unserer Kapelle kann man an einem anderen Ort sein, an dem das Militär keine

Rolle spielt und auch nicht der Ort Afghanistan“, sagt Maier. „Es ist eine eigene kleine Welt, zwar nur eine Stunde lang, aber so lange ist es wenigstens friedlich.“ Und dann fügt der junge Elitesoldat, der vorher die Bindung zur Kirche verloren hatte und bei seinem ersten

LIBORIUS.DE
Die katholische Erlebniswelt

Lesen Sie auf Liborius.de die große Afghanistan-Serie und diskutieren Sie mit: Dürfen Christen Krieg führen?
www.liborius.de/afghanistan

Auslandseinsatz schon unter Mörserbeschuss stand, noch hinzu: „Ich habe in Afghanistan meinen Frieden mit Gott gefunden.“ Seinen Frieden mit Gott zu finden,

ist dann eine schier übermenschliche Herausforderung, wenn Soldaten töten müssen. Das stellt die extremste Situation im Einsatz dar. Es ist die zentrale Frage: Darf ein Christ töten?

Oberst Georg Klein ist Christ. Der derzeit berühmteste deutsche Soldat hat im letzten Jahr am 4. September den Tod von bis zu 140 Menschen befohlen. Dem inzwischen eingesetzten Untersuchungsausschuss sagte der Oberst vor wenigen Tagen: „Als Christ habe ich mich mit dieser Entscheidung schwergetan.“ Nach dem Angriff sei er in eine Kapelle gegangen und habe gebetet. Generalmajor Reinhard Kammerer ist Oberst Kleins Chef. Kam-

„Man kann hier in Situationen kommen, in denen man fast zwangsläufig schuldig wird. Egal was man tut“

Reinhard Kammerer, Generalmajor



merer ist Kommandeur der 13. Panzergrenadierdivision, diese stellt den Großteil der Truppe in Afghanistan. Vielleicht muss man wie er seit dreißig Jahren Soldat sein, um diesen Satz sagen zu können: „Man kann hier im Einsatz in Situationen kommen, in denen man fast zwangsläufig schuldig wird. Egal was man tut.“ Auch deshalb ist Ginzel im Camp. Schuld auf sich zu laden, auf

Befehl, aus Notwehr, um das eigene Leben zu schützen, um das Leben anderer zu schützen, bringt das Gewissen an den Rand des Erträglichen. Der Militärpfarrer ringt selbst um eine Erklärung: „Wir müssen manchmal zwischen zwei Übeln entscheiden. Wenn man Patrouille fährt, hat man Verantwortung dem Kameraden gegenüber, man kann nicht einfach wegrennen.“ Er zögert. „Wir müssen



„So intensiv wie nirgendwo sonst spüren die Männer, was Gemeinschaft im Glauben bedeutet“: Militärpfarrer Andreas Ginzel (rechts) spendet seinem protestantischen Kollegen den Blasiussegen

„So intensiv wie nirgendwo sonst spüren die Kameraden, was Gemeinschaft im Glauben bedeutet“

uns fragen: Was wäre gewesen, wenn du den anderen nicht getötet hättest. Aber natürlich hat man am Ende das Leben eines Menschen ausgelöscht.“

In diesen Situationen kann Glaube quälen. Aber auch erlösen: „Das Thema Vergebung spielt für uns Soldaten eine große Rolle. Vor allem der Gedanke, dass wir nicht zugrunde gehen müssen, wenn wir uns schuldig gemacht haben“, sagt Reinhard Kammerer. Hofft er. Der Glaube der Soldaten in Mazar ist vielleicht nicht tiefer, aber in je-

„Abends ist man mit seinen Gedanken allein“

dem Fall kennt er die gesamte Bandbreite der menschlichen Existenz. Die Fragen nach Tod und Schuld, Sünde und Vergebung stellen sich ungemein eindringlich, und sie stellen sich für manche jeden Tag.

Zum Beispiel an diesem Tag, als die Meldung das Lager erreicht, dass zwei schwedische Offiziere und ihr afghanischer Begleiter erschossen wurden. Langsam sickern Einzelheiten durch. Sie waren im Distrikt Balkh unterwegs. Dort also, wo Ronny und Robert in ihrem Dingo entlangeholpert sind. Wo Robert mit dem G36 aus dem Wagen gesprungen ist. Wo Ronny auf dem Rückweg die Maus mit dem Herzen in der Pfote gezeigt hat.

Das sind Momente, die die Soldaten tief berühren. Oberleutnant Thomas Maier kennt sie. „Ich denke, dass man sich hier viel intensiver mit dem Glauben auseinandersetzt. Wir erleben Situationen, in denen jeder beginnt nachzufragen. Und abends ist der Tag vorbei, und man ist mit seinen Gedanken allein.“

Morgen ist wieder Mittwochmittag. ☘